

II. Jahrgang.
No. 37

7. Kriegsnummer

10. September 1914.
Einzelpreis 10 Pfg.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Die gute Aufnahme der Deutschen in Holland.



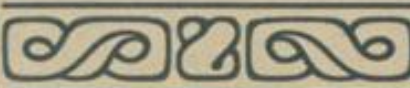
Eine katholische Pflegschwester in Maastricht legt einem verwundeten Deutschen einen Armverband an.

Phot. Hoff, Berlin.

Umfang: 16 Seiten.



Poincaré im Münchener Hofbräuhaus.



Die Ent-Ente-Sieger.

Telegramm von Poincaré:
„Steh mit 'nem Eiertopf HB
im Hofbräuhaus zu München!“

Der Zar, vom Siegesalb bedrückt,
war gleich befreit und „hochbeglückt“
als er die Nachricht hörte.

Er glaubt' sie bis auf's letzte Wort
und schrieb: „Es ist auch hier wie dort,
ich stehe schon in Wriezén.“

Mein lieber Präsident verschaukel,
vor allem aber kauf, o kauf
den Bayern all ihr Bier aus!“

Poincaré tat einen Zug
dann aber hatte er genug,
er konnt' nicht mehr vertragen.

Er schrieb an Väterchen sofort
es sei bei Leibe hier wie dort —
zu groß die Niederlage!

M. G.



Kitchener sucht die Welt nach Freiwilligen ab.



Der „Matin“ eine Zeitungs-Hyäne.

Der „Matin“ hat in seinem Bureau den Helm und Säbel des ersten angeblich gefangenen deutschen Offiziers ausgestellt. Wie sich herausstellte, waren die Waffen einem gefallenem Offizier abgenommen worden.

Wie die Russen im Osten gehaust haben.



Veluziger Presse-Büro.
Ruinen eines an der Grenze gelegenen sinnlos zerstörten deutschen Städtchens.



Ostpreussische Landstürmer bewachen einen Bahnhof.

Veluziger Presse-Büro.

Sie geben ihren Kampfes-
genossen im Westen nichts
nach und wo sie den Fuß
hinsetzen, hat Nord und
Brand gewütet. Offenbar
wurde im russischen Heer,
wie aus Berichten hervor-
geht, einfach die Parole aus-
gegeben, alles ent-
zweizuschneiden und
niederzubrennen,
was in den Weg
kommt. Häuser von ost-
preussischen Gutsbesitzern, die
nie daran gedacht hatten,
auf das russische Militär zu
schießen, wurden dem Erd-
boden gleich gemacht. Die
Bewohner wurden auf's
grausamste mißhandelt, die
Frauen vergewal-
tigt und viele Unschuldige
erschossen. Daß die Russen,
namentlich die Kosakenregi-
menter ganz sinnlos gewütet
haben, geht schon daraus
hervor, daß sie auch das,
was für sie brauchbar war,



Eine zerstörte Eisenbahnstation.

Veluziger Presse-Büro.

vernichteten. Sie sperten,
blöde und bestialisch zu-
gleich, alles Vieh in die
Ställe, bevor sie die Güter
anzündeten. Offenbar be-
standen bei ihnen so glän-
zende Verpflegungsverhält-
nisse, daß sie kein Fleisch
brauchten. Die Gefangenen
wissen ja anders zu er-
zählen und grinsen schon
vor Vergnügen, wenn die
Mittagsstunde kommt. Nun
die Vergeltung hat nicht
lange auf sich warten lassen.
Wir haben diese Barbaren-
horden vernichtet und in die
Sümpfe Masurens gewor-
fen, wohin sie gehören. Was
die 70 000 russischen Gefan-
genen — es werden ja bald
mehr sein — zehren, wird
uns Väterchen Jar einst in
blanker Münze hinlegen
müssen. Es wird für ihn
ein bitteres Dessert werden.
Aber er hat es ja so haben
wollen.



Der von uns zerstörte Bahnhof von Kalisch, aus dem auf unsere Soldaten von russischen Zivilisten
geschossen wurde.

Phot. N. Goldmann, Berlin.



Deutsche Soldaten bewachen die Aufräumarbeiten an zusammen-
geschossenen Häusern in der Dresdenerstraße in Kalisch.

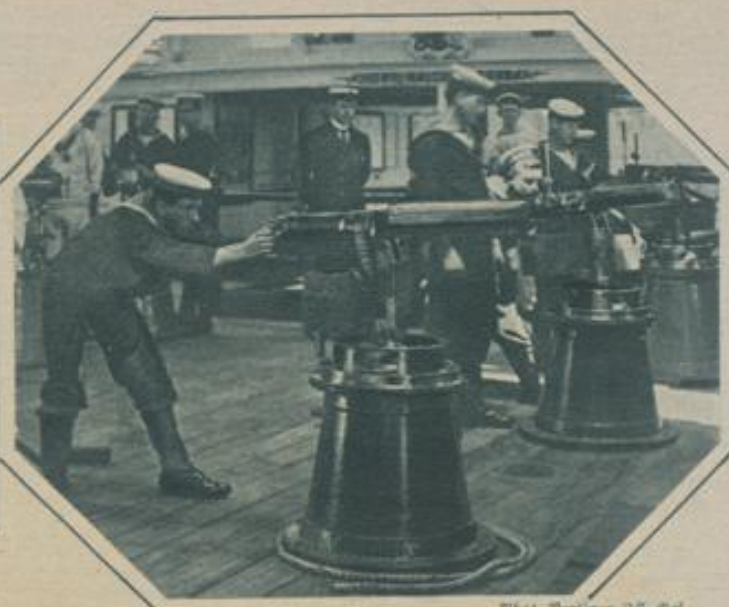
Phot. N. Goldmann, Berlin.



Gefechtsübungen.

Phot. Berliner Ill.-Bl.

Von der englischen Flotte.



An Bord eines englischen Panzerschiffes.

Phot. Berliner Ill.-Bl.

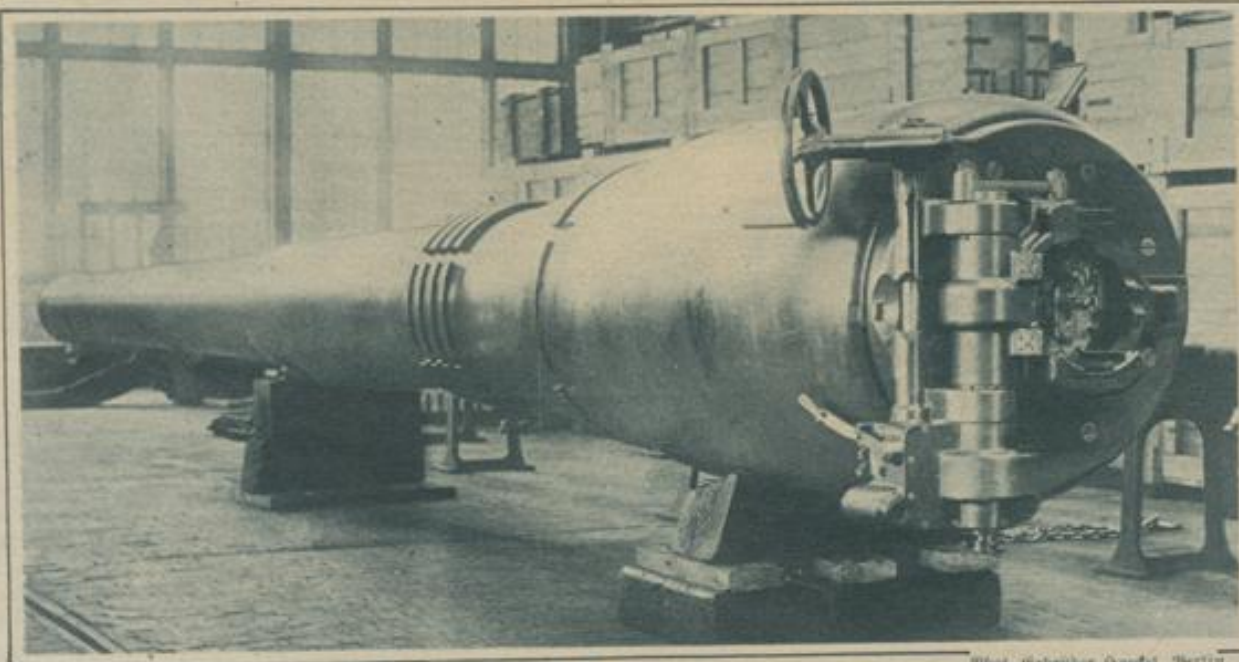
Mit großer Spannung wird jetzt im ganzen Deutschen Reich und wohl auch in aller Welt die Begegnung zwischen der englischen und der deutschen Flotte erwartet. Aus allen Nachrichten, die uns bisher erreicht haben, geht hervor, daß ein außerordentlicher Kampfesifer unsere blauen Jungen befeelt und daß sie nichts sehnlicher wünschen, als bald an den Feind zu kommen. Sie haben schon einige tollkühne Stücke geleistet und dem großprohigen Feinde erheblichen Schaden zugefügt. Ein englischer Dreadnought ist von dem Gefecht in der Nordsee mit 14 Löchern im Bauch zurückgekehrt, und was die englische Flotte sonst noch an Beschädigungen erlitten haben mag, wird nur noch nicht bekannt sein und auch von ihr kaum bekannt gegeben werden. Unsere kleinen Kreuzer, die von der englischen Uebermacht bei unsichtigem Wetter überfallen wurden, sind zwar nicht wieder heimgekehrt, aber sie sind nicht umsonst gesunken. Wir müssen uns daran gewöhnen, auch

Verluste zu ertragen, um so mehr als alle Meldungen, auch die englischen, darin übereinstimmen, daß unsere Schiffsbesatzungen mit einem Heldenmut sondergleichen gekämpft haben und bis zum letzten Augenblicke feuernd untergingen. Unsere Bilder führen an Bord

eines englischen Panzers und in eine der großen englischen Geschützfabriken. Die Aufnahme des eben fertiggestellten Riesengeschützes ist um so bemerkenswerter, als das Photographieren derartiger Rüstungsgegenstände in den Arsenalen nicht einmal englischen Photographen

oder Zeitungen gestattet ist. Von einer imposanten Wirkung ist das halbfertige Bild: ein englisches Flaggschiff schickt seine Breitseite ab. Weit hin strecken die Riesengeschütze ihre Rohre vor. Das Abschießen einer solchen Granatenladung macht das ganze eisengepanzerte Schiff erzittern. Es wird aus diesen Riesenschiffen mit verschiedenen Geschossen gefeuert, die je nach Lage und Stellung des Gegners gewählt werden. Die Wirkung einer solchen Breitseite kann natürlich unter Umständen groß sein.

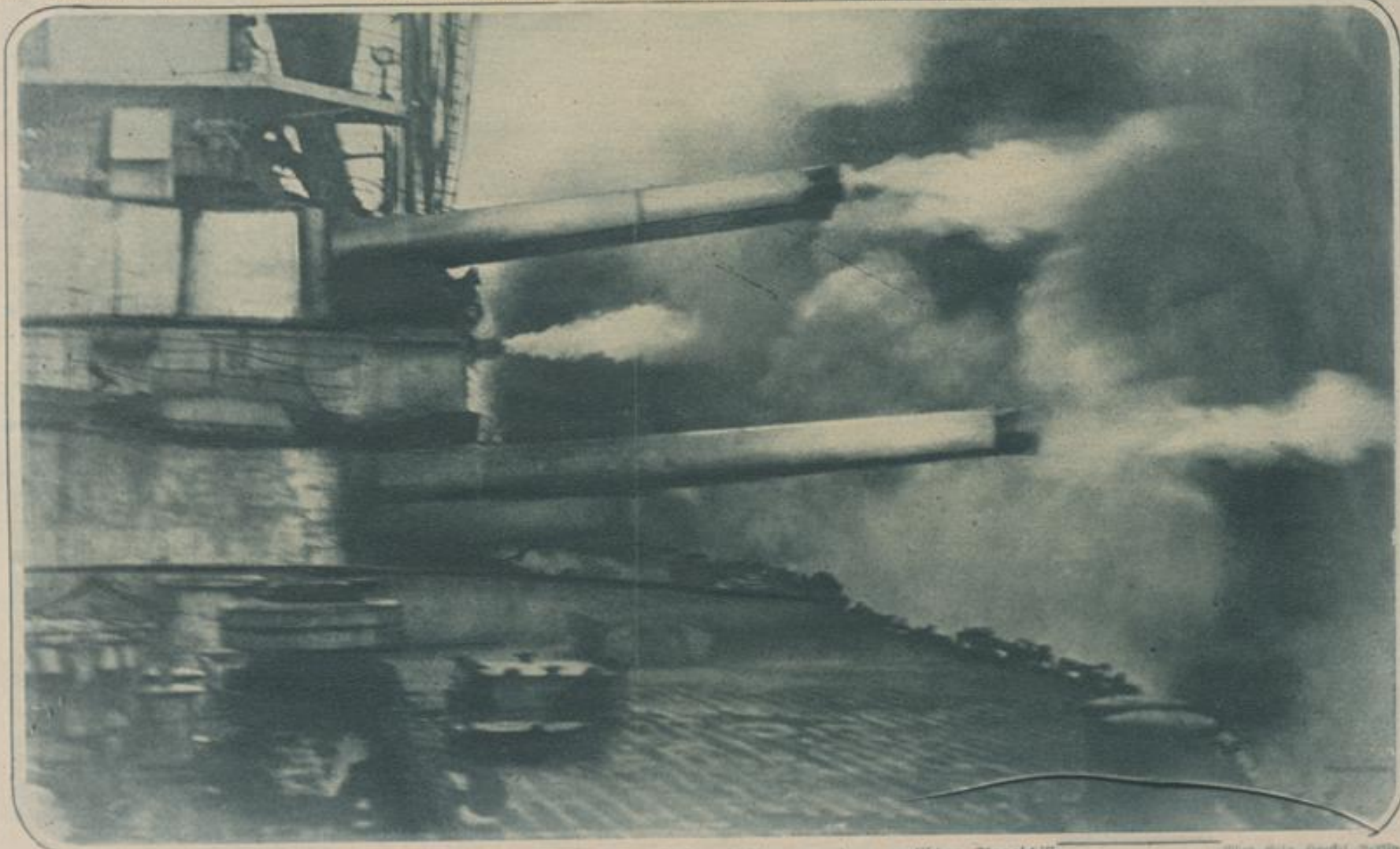
Aber wir brauchen uns nicht zu fürchten und wollen hoffen, daß die Bänke der englischen Kriegsflotte zu klein sind, um all die Löcher aufzunehmen, die wir ihnen zugebracht haben.



Die stärkste und längste Kanone der englischen Flotte.

Phot. Gebrüder Gerdts, Berlin.

Unter Bild ist in einem englischen Arsenal aufgenommen. Fertigmachen und Abfeuern eines solchen Geschützes, das etwa 200,000 Mark kostet, dauert nach Angaben des englischen Kriegsministers drei Sekunden.

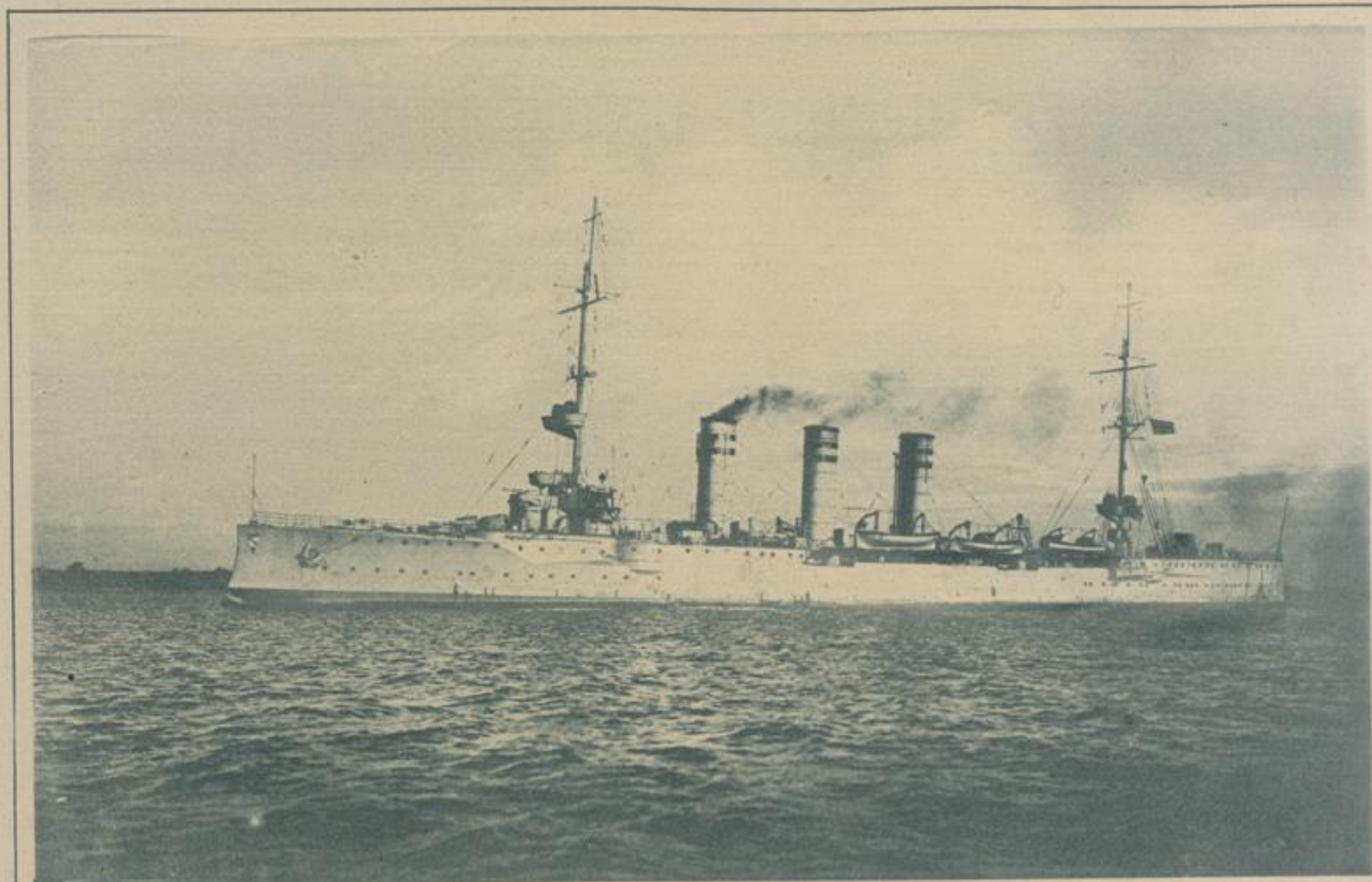
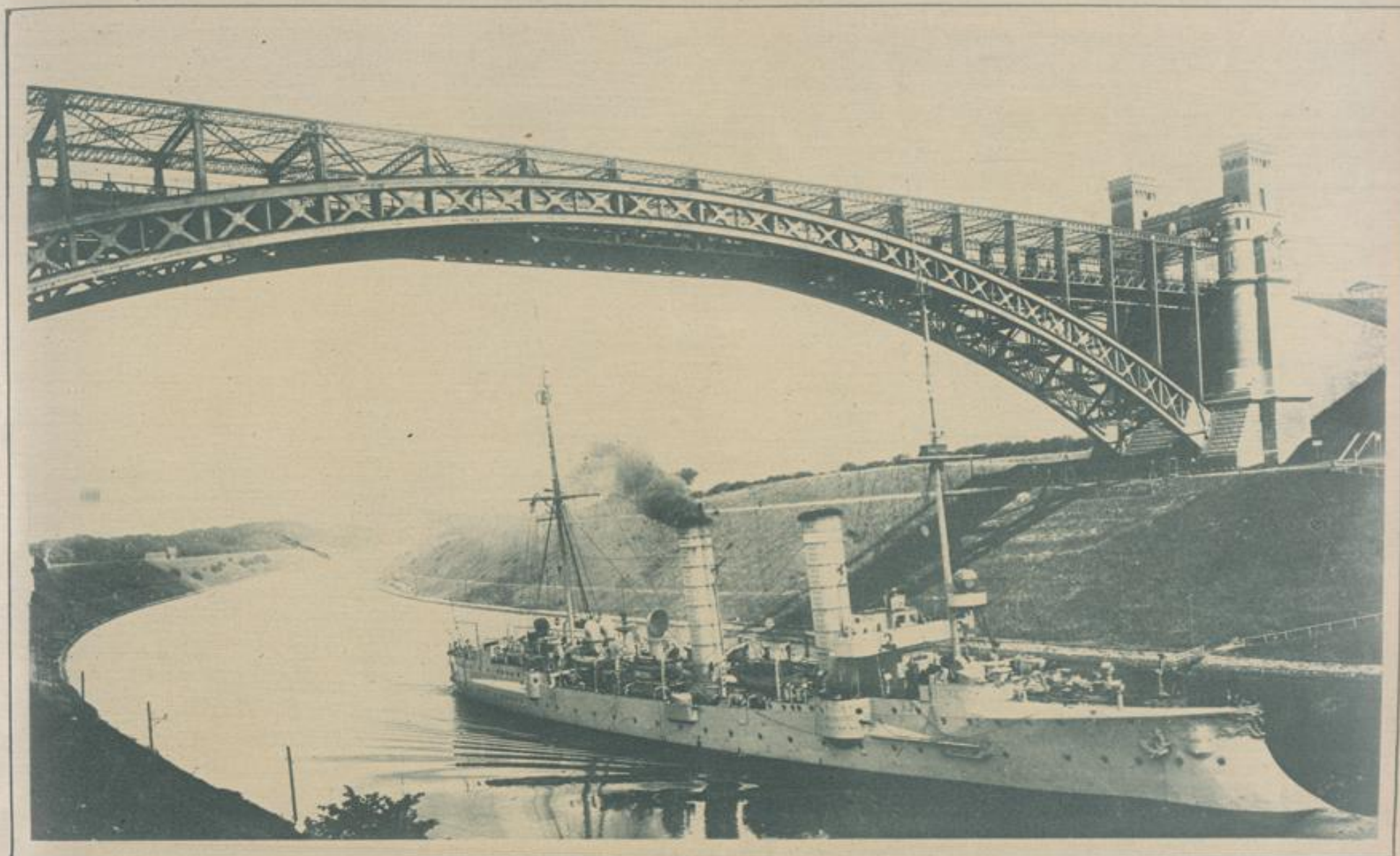


Abfeuern einer Breitseite des obigen Riesengeschützes von einem englischen Flaggschiff.

Phot. Gerdts, Berlin.

Das Gefecht in der Nordsee. — Die kleinen Kreuzer „Ariadne“ und „Mainz“.

(Siehe auch Seite 9).





Russische Offiziere in der Gefangenschaft.

Der Kirchspielvogt von Schlichtingen

Roman von K. von der Eider

(2. Fortsetzung.)

„Na, da werden die Herren schon für sorgen. . . Hier, mein Jung, hast Du 'nen Groschen. Nun grüß Deinen Vatter. Er soll mir die Schuh gut zu pah machen — nicht zu breit und nicht zu schmal. Adjus auch.“

Wulff stand wieder draußen. Er ging raschen Schrittes die Berst hinunter, als hätte er Angst, man würde ihn zurückrufen, und er müßte noch einmal vor dem Bauern hilen und ihm Schuhe anmessen.

Er biß die Zähne zusammen und ballte die Hand in der Tasche zur Faust.

Die Bauern, ja, das waren die Herren, die im Dorf zu sagen hatten. Der da drinnen gehörte auch dazu. Die würden über ihn beraten, wie über ein Stück Rindvieh. „Er muß aufs Land zum Dienen.“ . . . Sie würden ihn auf irgend eine Weisde schiden, und er müßte gehen.

Aber er würde sich wehren. Er wollte kein Handwerker werden und auch kein Knecht. Er wollte den Kopf frei und stolz tragen, und wenn er auch noch nicht sein eigener Herr sein konnte, wollte er doch nur dem Herrn dienen, der ihm gefiel.

Es war ein schöner Sommerabend. Sachte strich der Abendwind über den Aaog. Wenn es doch stärker wehen, wenn es doch stürmen möchte! Er hatte Lust zum Kampf, Lust zu einer großen Arbeit, die über seine Kräfte ging, und er hatte auch Kraft und Mut.

Er blieb stehen und schaute um sich. Vor ihm im roten Abendglüh lag die weite Marsch.

Seine Heimat!

Nein, es war nicht seine Heimat. Er war nur ein Geduldeter hier. Nicht eine Handbreit Erde würde er jemals von diesem Lande erben.

Aber wenn das Land, worauf er lebte, das er liebte, nicht seine Heimat war, wo war sie dann? Wo in der weiten Gotteswelt sollte er sie suchen?

Eine unendliche Sehnsucht nach der Ferne ergriff ihn plötzlich. So möchte seinem Vater zu Mute gewesen sein, als er Heimat, Weib und Kind verließ, um das Glück zu suchen.

Jegendwo müßte es doch auch für ihn ein Glück geben. Er wollte danach streben, von hier fortzukommen, ein freier Mann zu werden. Das war schon ein Glück.

Nicht weit von ihm am Grabenrande wuchs ein Weidenbaum, einer jener Bäume, die sich nur in jungen Jahren biegen lassen, die nachher weder zu biegen noch zu brechen sind. Kein Sturm vermochte diesen Baum zu entwurzeln. Er müßte umgehauen werden, wenn er einmal fallen sollte.

So stolz und aufrecht wie der Stamm stand Wulff. Seine Augen glühten in jugendlicher Begeisterung. Seine Blicke umfaßten den weiten Aaog.

Hier und da graßten buntgekleckte Rinder — nein, Herzüge waren es mit breiten Stirnen voller Kraft und Selbstbewußtsein. Fürsten waren es. Jeder einzelne war ein Gebieter in seinem Reiche. Sie hatten das Land, die Macht, das Ansehen. Sollte er sich an ihnen ein Beispiel nehmen? Ja? Ja! . . . Nein, nein!

Am Rande des Horizonts erhoben sich die breiten Gehöfte auf ihren Bersten. Manche von ihnen waren von einem so dichten Baumkranz umgeben, daß sich das Herrenhaus ganz versteckte.

Da wohnten sie — die Nidels, Jakobs und wie sie alle hießen. Wie ging doch der Spottvers auf die acht größten Bauern? Oft genug hatten sie ihn gesungen, auf der Straße und dem Landweg.

Detlef Rissen, de Morgensteern,
Georg Nidels schläppt so geern,
Ve Grotjohann is en holten Arel,
Jas! Piper, de sitt nich lang still,
Jan Bruhn fäht man wat suer ut,

Anills Kasten hett en grote Snut,
Deert Jakobs is en heilschen Mann,
Jörn Schoof kommt immer achteran.

Wer hatte den Vers gedichtet? Niemand. Er war aus sich selbst entstanden — nach und nach, wie sich die Eigenschaften der Bauern der scharfsichtigen Jugend offenbarten.

Jörn Schoof kommt immer achteran. Ja, er war der Letzte im Ansehen, und sein Hof war auch der letzte im Dorfe. Er grenzte an den Laternberg. Oft hatte Wulff als kleiner Junge von oben herab auf den Bauern gesehen, wie die Ellhornbüsche auf die hohen Eichen, und er war sich sehr groß vorgekommen.

Er haßte diesen Bauern. Er haßte sie alle aus tiefstem Herzensgrunde. Sie waren sich alle gleich: so selbstbewußt, selbstigerecht, überflüg und überlegen.

Die ganze herrliche Marsch vor seinen Augen gehörte ihnen. Sie hatten sich darin geteilt. Sie waren die Herren, sie und ihr Anhang. Die anderen konnten zusehen.

„O ihr! Ich werde noch einmal klüger und mächtiger als ihr alle!“

Hatte er es hinausgerufen? Hatte es jemand gehört?

Nein, er stand ganz allein auf dem einsamen Wiesenweg. Ueber seinem Kopf trillerte eine Lerche.

Da fuhr er zusammen und machte große Schritte, daß er heimkam.

Als er an dem Marktplatz vorüberging, sah die Frau Kirchspielvogt hinter Fuchsen- und Aschblumentöpfen am Fenster. Er grüßte und sie dankte freundlich. In seiner Erinnerung stieg ein Bild auf von einer Mutter, die mit ihren Kindern spielte. Etwas derartiges war ihm vorher und nachher in seinem Leben nicht wieder begegnet. Deshalb stellte er diese Frau hoch über alle anderen.

Die Schusterische kam ihm schon in der Haustür entgegen.

„Wo bleibst Du man so lang, mein Süßen? Komm man rein! Wir sind all lang bei die Abendloft.“

Drinne saß man bei der Buchweizengröße. Ein paar Nachbarn waren zum Schnaden gekommen. Die hatten sich's auf der Lederbank bequem gemacht, rauchten ihre langen Pfeifen und schauten zu, wie es dem Schuster schmeckte. Wulff mußte Bericht erstatten. Er tat es widerwillig. Trien Schuster mußte jedes Wort aus ihm herauszihen.

Danach berieten sie über Wulffs Zukunft. Sie hatten ja alle teil an ihm. Da war es ihre Pflicht, sich darum zu sorgen.

„Zum Schuster hat er nicht die rechten Gaben,“ meinte Timm Schuster. „Ohne Talent ist es damit nichts.“

„Wenn ich einen Lehrlingen gebrauchen könnte, würde ich ihn nehmen,“ sagte Matthies Schneider, „aber die Zeiten, die schlechten Zeiten! — Der Sped ist zu teuer.“

Thoms Zimmermann, der mit den großen Erfahrungen, schüttelte sein weißes Haupt.

„Der tut auch kein gut!“

„Das ist vererbt,“ flüsterte die Schusterische ziemlich laut. „Sein Vater hielt's auch nicht mit der Arbeit. Der wollt' auch lieber Herr sein als Knecht. . . . Hat schon einer mal wieder was von Peter Jessen gehört?“

Rein, es hatte keiner was gehört.

„Na, denn können wir unsre Hoffnung auf den auch man begraben. Ich hatte immer gedacht, es würde einem noch mal von der Seite gelohnt werden. Wenn ich bedenke, was ich mit dem Jungen schon alles erlebt habe! — Das glaubt kein Mensch.“ Die Frau wischte sich mit der Schürze die Augenwinkel aus.

„Vier Wochen bei Wasser und Brot,“ murmelte John Polzei, „da sollte er bald Mores kennen lernen.“

Wulff hörte jedes der Worte. Aber sie verdingen bei ihm nicht. Selbst vor John Polzei hatte er keinen Respekt. Er aß hastig, mit finstern Gesicht seine Grüße und stürzte gleich nach dem Essen hinaus. Im Fortgehen hörte er noch, wie seine Pflegemutter rief:

„So geht es! Immer mit dem dicken Kopf durch die Welt! Es ist ein wahres Leiden!“

Wulff eilte davon, über Hofplatz und Garten, bis er ans freie Feld kam. In seiner Tasche brannte ihm etwas wie Feuer. Er zog es hervor. Es war der Groschen, den Pe Grotjohann ihm gegeben hatte.

Er warf ihn in weitem Bogen über das Land, und nun atmete er auf.

Fünftes Kapitel.

Wulff Jessen wurde konfirmiert und kam als Hofjunge zu Deert Jakobs auf Jakobshof. So war es in der Gemeindeversammlung beschlossen. Er selbst wurde nicht gefragt.

Er traf es nicht schlimm. Hunderten von Jungen ging es schlechter. Die Behandlung war gut. Das Essen einfach und dorb. Er hatte seine Arbeit zu tun, und wenn er mal etwas nicht recht machte, zogen ihn die Knechte an den Ohren. Abends konnte er in der Leutestube sitzen und zuhören, was Knechte und Mägde sich erzählten; mitunter wurde er auch hinausgeschickt. Die Arbeit war nicht hart. Laufen hieß es — bald hierhin — bald dorthin. Bald schickte ihn der Herr, bald die Frau.

Er tat, was ihm aufgetragen wurde, ohne zu murren, aber auch ohne Freundlichkeit. Sein Raden beugte sich nicht, auch wenn man ihn noch so viel aufstieß. Er war zu keinem Spasse zu haben. Er ließ sich nichts zu schulden kommen und doch sagte ein jeder:

„Der tut kein gut.“

Ein Jahr währte das, ein langes Jahr. Als Wulff ein Jahr ins Joch gegangen war, schüttelte er es eines Tages mit einem Rucke ab.

Deert Jakobs fuhr ins Dorf zur Gemeindeversammlung. Er hätte ebenso gut gehen können; aber der Wagen mußte ohnehin ins Dorf, um Waren abzuholen, auch sollten die Pferde beschlagen werden. So fuhr der Herr.

Wulff wußte wohl, daß Deert Jakobs zu denen gehörte, die über das Wohl und Wehe des Dorfes zu beraten hatten. Nun wohl — er wollte mal selbst ein Wort mit den Herren reden.

Der Knecht lenkte die Pferde. Der Herr saß neben ihm. Man sah sofort, wer Herr und wer Knecht war. Wulff Jessen, der Hofjunge, hockte hinten auf, um die Heftore auf und zuzumachen.

Deert Jakobs stieg im Kirchspielstrug ab und verschwand in der Herrenstube. Der Junge gab vorn im Laden Aord und Zettel ab, und der Knecht fuhr indessen zum Schmied.

Drinne saßen die Herren bei dampfendem Grog. Die Stube war von dichten, bläulichen Tabaksqualm erfüllt.

Man beriet. Große Sachen standen nicht auf der Tagesordnung. Da klopfte es an der Tür, und herein trat der Hofjunge vom Jakobshof. Er schob John Polzei, der ihn am Rockschöß fassen wollte, bei Seite und trat bis an den Tisch der Herren vor.

„Junge, was willst Du hier?“

„Ich wollte die Herren man bitten, daß sie mich etwas anderes werden lassen.“

„Wer ist das?“

„Der Gemeindejunge vom Taternberg.“

„Ach so!“

„Hast Du Dich über etwas zu beklagen?“

„Rein. Aber ich möchte etwas lernen.“

„Dann hast Du wohl keine Lust zum Bauern?“

„Zum Bauern wohl, aber nicht zum Knecht.“

Die Herren lachten, daß es dröhnte. John Polzei lächelte pflichtschuldig.

„Der Junge ist wahrhaftig nicht dumm. Er möchte Herr spielen. Haha!“

Wie er so da stand mit den dunkel blühenden Augen in dem finstern, jungen Gesicht, da dachte mancher: „Ich möchte den um alles in der Welt nicht als Knecht auf meinem Hofe haben.“

Deert Jakobs nahm die Pfeife aus dem Munde und sagte gemächlich:

„Denn laß man, mein Jung, ich halte Dich ja nicht.“

„Was möchtest Du denn werden?“ fragte der Kirchspielvogt.

„Kaufmann,“ entgegnete Wulff so bestimmt, als hätte er jahrelang darüber nachgedacht.

„Ist gut.“

Der Kirchspielsträger, der zugleich den Aamladen hatte, wurde heringerufen und gefragt, ob er einen Lehrling gebrauchen könne.

„Um Gotteswillen,“ sagte Alasohn, „ich, meine Frau und meine Tochter sind all drei Mann. Was sollen wir noch mit 'nen vierten anfangen!“

„Ja — was machen wir denn?“

„Vielleicht könnte er ein Handwerk lernen?“ meinte einer.

Rein!!

Wie das herauskam! Als ob er selbst darüber zu bestimmen hätte.

„Der Jung will uns wohl das Aufsitzen lehren?“

Der Kirchspielvogt saß oben am Tisch. Er hatte das Kinn auf die linke Hand gestützt und sah den jungen Mann wohlwollend und forschend an. Er wollte schon mit ihm fertig werden.

Jetzt winkte er ihn zu sich heran.

„Sagen Sie mal, haben Sie eine gute Handschrift?“

Einen Augenblick sah Wulff ihn erstaunt an. Es war das erste Mal, daß ihn jemand mit Sie anredete.

„Ich glaube wohl, Herr Kirchspielvogt.“

Wulff Jessen war wie verwandelt. Das eine Wörtchen Sie und ein freundlicher Blick aus den Augen des Vogts hatten seinen Trost im Nu bezwungen. Bescheiden und willig stand er vor dem Vogt.

Dieser nickte: „Hätten Sie Lust, bei mir als Schreiber einzutreten?“

Bis jetzt war es Wulff als das höchste Ziel erschienen, Kaufmann zu werden. Er hatte in Büchern darüber gelesen. Als Kaufmann konnte man reich werden, die Welt kennen lernen, zu Macht und Ansehen gelangen. Ein freundliches Wort an der rechten Statt, da stürzten alle stolzen Lustschlösser ein.

„Ja, ich möchte wohl.“

„Dann kommen Sie morgen vormittag so gegen zehn Uhr mal zu mir. Dann werden wir weiter sehen.“

Er war entlassen. Der Vogt nickte ihm noch einmal zu, und die anderen Herren lächelten gutmütig dazu. Wenn er jetzt der Erziehung seiner Pflegemutter Ehre gemacht hätte, würde er gesagt haben: Ich bedank mich auch schön bei die Herren.

Aber er war und blieb verstockt.

So machte er eine leidlich gute Verbeugung gegen den Vogt und murmelte etwas, was wie „danke“ klang.

Wie er zur Tür hinauskam, wußte er selber nicht. Es kostete ihm Mühe, gelassen zu bleiben. Es war ein Glück in ihm, wie er es nie zuvor empfunden hatte. Er hatte einen Herrn gefunden, den er liebte und verehrte. Dazu kam ihm eine feine, süße Erinnerung an ein kleines Mädchen und einen Anaben, an einen Garten, an Vogelnester und halbreife Äpfel. Er schüttelte die Erinnerung fast oerwaltam ab. Sie durften ihn nicht weiter begleiten. Die Vögel waren längst davongeflogen, die Äpfel waren abgepflückt, aus den Kindern waren erwachsene Menschen geworden, die ihn längst nicht mehr kannten.

Die Bauern im Kirchspielstrug schüttelten nach seinem Fortgang die Köpfe und redeten noch einiges von hartköpfigen Jungens und dergleichen. Dann ging man zum nächstliegenden Gegenstande über.

Dieser war merkwürdigerweise der Taternberg. Der war und blieb das Aergernis in der Gemeinde. Von hier waren seit Jahren stets die Dorfarmen gekommen. Jetzt war es die Kräutergret, die jahrelang dort oben gehaust hatte und alt und gebrechlich geworden war.

Von der Geest kamen sie herüber, nisteten sich ein, und wenn sie durch die Jahre Heimatsrecht erlangt hatten, fielen sie der Gemeinde zur Last. Man wollte endlich die Käte abreißen lassen und das Land urbar machen. Das würde eine Menge Geld kosten, aber es fand sich schließlich ein Käufer, und das Aergernis hatte ein Ende.

Die Herren stimmten alle dafür — alle bis auf einen.

Jörn Schoof von Feldbergshof sagte zuerst gar nichts. Dann — als alle ihre Zustimmung gegeben

hatten, tat sein kleiner, spitziger Kopf einen scharfen Ruck von links nach rechts und sagte: „Rein.“

Die anderen lachten behaglich. Ja, der Feldbergshöfer, das war ein ganz Schläuer. Durch ihn sparte der Gemeindefiskus: denn er war der einzige unter ihnen, der das Rechnen im Kleinen verstand. Das kam daher, weil er von der Geest stammte.

Die anderen Bauern rechneten auch, aber nur im Großen.

So und soviel Schien. Hier der Einkauf — dort der Verkauf. Macht so und soviel Grasgeld.

Das waren glatte, schöne Rechnungen. Im Knifflichen aber war ihnen der Feldbergshöfer über. Er berechnete, daß der Taternberg an seinen Hof grenzte. Ihm war nichts an dem Lande gelegen. Da mußte zuviel hineingesteckt werden, wenn etwas aus dem Boden heraus sollte. Aber der Arbeitsmann Jan Themann aus Lüttjenhusen war bei ihm gewesen. Er wollte gern etwas Eigenes haben. Der konnte sich damit abtadeln. Warum sollte er auch nicht darauf leben können? Er war ein fleißiger Arbeiter.

Jörn Schoof überlegte, wenn er ihm es für ein Billiges verschaffte, hatte er einen guten Arbeitsmann gerade vor der Tür. Der fehlte ihm schon lange. Sein Hof lag vom Dorfe zu weit entfernt. Es kam niemand gern zu ihm, zumal er für krauserig galt. Wenn nun Jan Themann den Taternberg von der Gemeinde kaufte, konnte er auch nie sagen, Jörn Schoof hätte ihn angeschmiert.

Also der Feldbergshöfer sprach, und die anderen nickten wieder. Weshalb wegen solcher Kleinigkeit erst debattieren?

So erhielt Jan Themann den Taternberg zugesprochen. Als die Versammlung zu Ende war und Deert Jakobs aus der Haustür trat, stand der Hofjunge und hielt die Pferde.

Er nickte ihm gutmütig zu.

„Morgen geht's zum Vogt, Du Deewelsjunge. Warte man, der wird Dich schon kriegen.“

Der Vogt stellte ihn wirklich an, und schon in vier Wochen sollte er antreten.

Sechstes Kapitel.

Es war an einem frühen Frühlingsmorgen, als Wulff Jessen den Hofdienst bei dem Bauern aufgab und den grünen Wiesen den Rücken drehte, um wohlgemut in die dumpfe Schreibstube einzutreten.

Er lehrte zuerst ins Schusterhäuschen ein, wusch und kammte sich und wuschte seine Stiefel. Dann zog er seinen Sonntagsanzug an und band Kragen und Schlips um. So konnte er wohl als Schreiber gelten.

Die Schusterische, als getreue Pflegemutter gedachte ihn persönlich hinzubringen. Sie hielt dies für ihre Pflicht und hatte schon ihr gutes Umschlagetuch mit den Fransen hervorgeholt und sich im Geiste eine schöne Rede zurechtgelegt, die sie dem Herrn Vogt halten wollte, da erklärte der Junge kurz und bündig, er wäre kein Wickelfind und ließe sich nicht von Frauenleuten hinhängen.

Trien Schuster schlug die Hände über dem Kopf zusammen und berief sich darauf, daß sie sozusagen seine leibliche Mutter sei. Der Schuster kniff die Augen zu und sagte:

„Laß den jungen Herrn man allein reisen. Man immer jäh — immer jäh! Reisende Leute soll man nicht aufhalten.“

Dann lachte er, und die Schusterische wischte sich die Augen mit der Schürze und sagte: „Gott tröst!“

Wulff nahm kurzen Abschied und machte sich eilig davon. Er nahm nur ein Paket mit. Seine Vade wollte er bei Gelegenheit holen.

Fröhlich, als wäre er jahrelang angeleitet gewesen und plötzlich ein freier Mann geworden, schritt er die Straße hinunter. Ihm kam nicht der Gedanke, daß hier neue Ketten ihn fesseln würden, vielleicht fester als die alten. Er war sich nur des Einen bewußt: daß er sich diesen Platz selbst gewählt hatte.

Der erste, der ihm in der Vogtei begegnete, war John Polzei. Der stand stramm, klappte an seine Mütze und sprach ohne eine Miene zu verziehen: „Guten Tag, Herr Kollege.“

Wulff wußte nicht, ob er es als Ernst oder Scherz auffassen, ob er sich darüber ärgern oder amüsieren sollte. John Polzei titulierte ihn von nun ab stets: Herr Kollege.

Der Vogt war im Amtszimmer. In seinen Augen bligte das Erkennen auf.

„Ah, der neue Schreiber. So ist es recht. Immer pünktlich. Nun kommen Sie!“

Er öffnete die Tür zur Wohnstube und schob ihn vor sich her.

„Hier ist Herr Jessen, unser neuer Hausgenosse. Meine Mutter und meine Frau kennen Sie gewiß?“

Wulff verbeugte sich ungeschickt. Anfangs schwamm ihm alles schleierhaft vor den Augen. Allmählich sah er klarer. Am Fenster sich gegenüber saßen zwei Damen. Die eine mit der schwarzen Spitzenbarbe auf dem silberfarbigen Haar hatte er oft in der Kirche gesehen. Er wußte wohl, das war Madame Hellmann. Die andere Dame war jünger.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden sehen sich zum Verwechseln ähnlich. Beide sind in der gleichen Lage. Beide haben Deutschland sehr lieb, so lieb, daß sie sich von ihm züchtigen lassen, damit sie nicht zu übermütig werden. Zwei gekrönte Häupter: aber aller Glanz der Kronen vermag das rote Blut nicht fortzuwischen, das Hunderttausende vergießen müssen um ihre Willen. Nur das Blut, das wir lassen, nicht für Großes, für das Wohl und Wehe einer edlen Kultur, für die Zukunft unseres gesamten Volkes. Der Zar hat sich eingegraben in einem sicheren Palaste zu Moskau. Er, den spiritistische Reigungen beherrschten, ist wohl kaum der Urheber dieses Krieges. Aber er saß auf dem Thron, ihm war die Macht gegeben, die Großfürsten, die Deutsch-

Gleiche Brüder — gleiche Kappen!



Kaiserhof, Zandau, Berlin

Wer bot die Judaswange zum Kusse? —
Der Russe!
Wer heuchelte Friedensliebe und Sitte? —
Der Briten!
Und wer zog all' die Schande groß? —
Der Franzosen!
Doch wer verhaßt die drei und noch vier? —
Wir?

A. B.

land knechten wollen, in dem auch ein Hotelbedienter gegen die Fußtritte eines russischen Großen in Schutz genommen wird, in ihre Schranken zu verweisen. Er hat die Macht nicht gebraucht, vielleicht aus Angst, aber auf ihn fällt die volle Verantwortung vor der Weltgeschichte. Der König von England sieht ihm in allem, nicht nur äußerlich ähnlich. Er hat um alle die Intrigen gewußt, die gesponnen wurden, um Deutschland einzukreisen, er hat die Japs gezwungen, unser Kiautschau zu überfallen, er arbeitet mit allen Kräften, um Italien zu beeinflussen und sucht an allen Ecken der Welt Gegner für uns aufzutreiben. Auch über sein Tun wird die Geschichte richten und ihr Urteil wird lauten wie unsere Ueberschrift.



Phot. Berliner Ill.-Bl.

Die Königin der Belgier,
die mit ihren Kindern nach
London floh.

.....

Wie weit hört man den Donner der Geschütze? Die deutschen Kanonen donnern vor Paris. Aber lange, bevor die Pariser ihre Stimme aus nächster Nähe hören, muß ihr ferner Donner ihnen verkündet haben, daß die Deutschen wirklich und wahrhaftig im Anrücken sind. Wie weit dringt nun eigentlich der Donner der Kanonen? Außer von der Stärke des Schalles hängt dies von vielen Umständen ab: von der Beschaffenheit des Geländes, von



Photo-Union Paul Kamm, Berlin.

Vorwärts! Es gilt!

Sie haben, Deutscher, dich umschlichen
am Nemen, Wasgau, am Kanal,
doch feige sind sie stets gewichen,
nun warben sie sich den Schakal,
neidgelber Lüge Ebenbild — — —

Vorwärts! Es gilt!

Blut färbt die Welt, und Riesenbrände
verwüsten schon den Erdenball . . .
Doch wie sich dein Geschick vollende, —
ob Sieger du, ob nah dein Fall,
rein bleibt dein guter Ehrenschild!

Vorwärts! Es gilt!

A. B.



Phot. Berliner Ill.-Bl.

General Rennkampf,

der Leiter der russischen Heere
im Kampf gegen Oesterreich.

.....

der Luft usw. Rund 1000 Meter wandert der Schall in drei Sekunden; nach einer Minute ist er also 20 Kilometer weit gelangt. Bei Gegenwind, aufsteigenden Luftströmen oder ungünstigen Bodenverhältnissen kann der Schall zuweilen ausbleiben. Wenn die 42 cm-Mörser vor den Forts von Paris ihre Stimme erheben, wird man sie wahrscheinlich nicht nur bis Dieppe hören, sondern auch an bedeutend entfernten Punkten der Küste.



Der Deutschenfresser Delcassé,
der jetzige Minister des Auswärtigen.



Phot. Gebr. Gerdel, Berlin

Millerand, der neue französische Kriegsminister.

Frankfurter Privatlazarette.

Frankfurt hat bisher auf jedem Gebiete seit dem Ausbruch des Krieges eine Opferwilligkeit ohne gleichen gezeigt. Wir halten, um in unserer Kriegschronik vollständig zu sein, daher auch einige Lazarette fest, die in Frankfurter Privathäusern untergebracht sind. In der vorliegenden Nummer bringen wir Bilder von dem Besitze der Baronin v. Sacken, die ihr Gartenhaus als Lazarett zur Verfügung gestellt hat. Die Aufnahmen zeigen, wie gut unsere Soldaten untergebracht sind. Sie werden jedenfalls, wenn ihre Verletzungen glücklich geheilt sind, noch lange und gerne ihres Aufenthaltes in diesen freundlichen Räumen bei einer freundlichen Wirtin gedenken.



Im Garten.

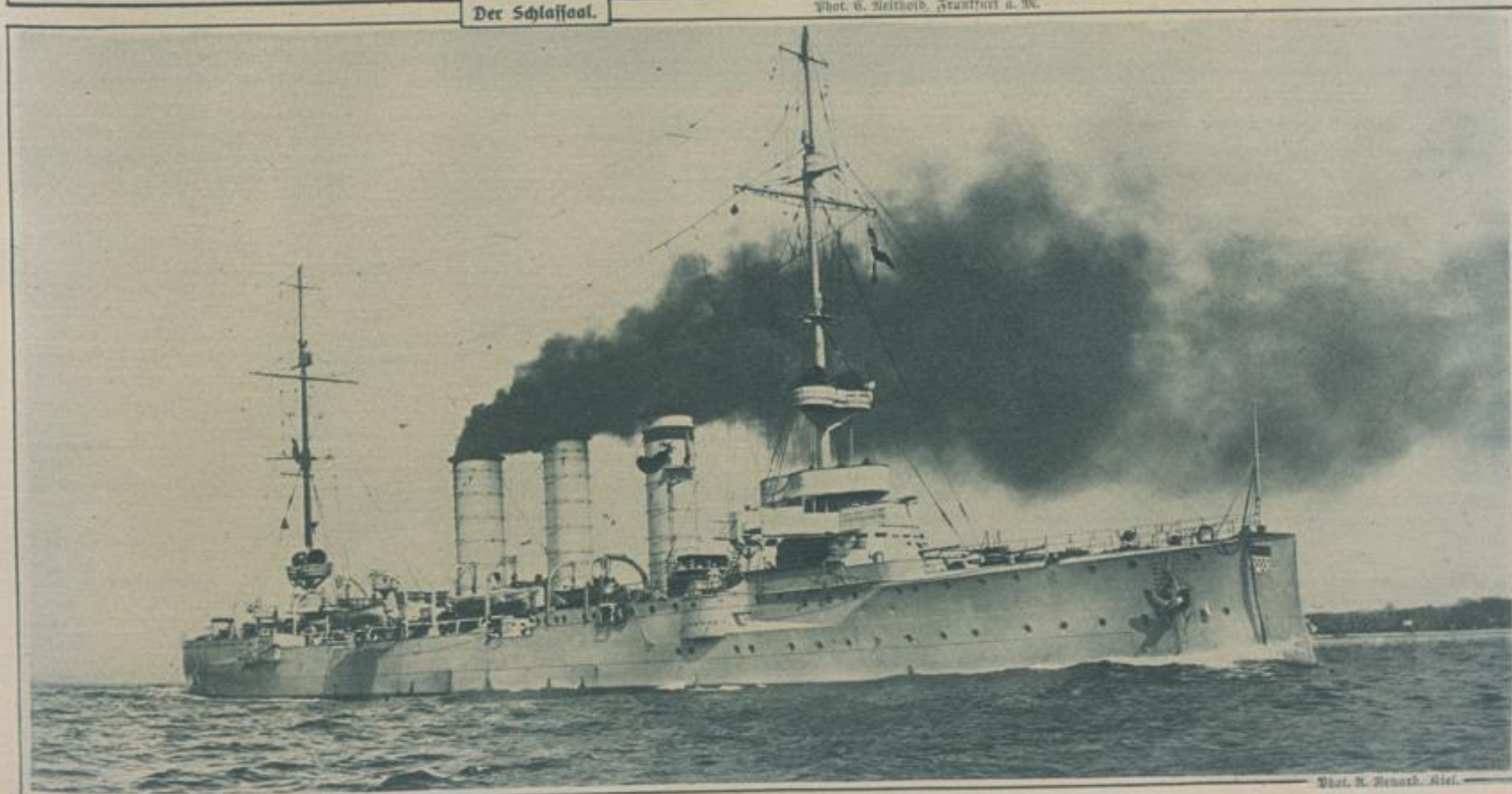


Der Schlafsaal.

Phot. G. Heithold, Frankfurt a. M.

S. M. S. „Köln“.

Am 28. August wurden nach dem ersten Seegefecht in der Nordsee die kleinen Kreuzer „Köln“ und „Mainz“ vermisst. Sie sind nach einer Meldung des Reuterschen Bureaus im Kampf mit überlegenen Gegnern gesunken. Das Wetter war äußerst ungünstig. Dichter Nebel verhinderte die Orientierung, sodass die Stärke des Gegners nicht rechtzeitig genug erkannt werden konnte. Der zuerst gesunkene Kreuzer „Ariadne“ war ein altes, kleines Aufklärungsschiff; auch die beiden anderen Kreuzer gehörten nicht zur größten Gattung der kleinen Kreuzer. Von der Mannschaft der tapferen Schiffe ist ein großer Teil gerettet worden.



Phot. H. Renard, Kiel.

Der kleine Kreuzer „Köln“, der im Kampf mit einem übermächtigen Gegner ehrenvoll unterlag.

SCHWARZE PERLEN

Kriminalroman von August Weiß

(2 Fortsetzung.)

IV.

Reuchend erreichte Mary die Stufen, die zur Bibliothek führten.

Die alte Kammerfrau hatte ihr schon von weitem gewinkt.

„Was gibt's?“, fragte die Baronin atemlos.

„Der Herr Baron ist in Ihrem Zimmer.“

„Der Vater?“

„Ja. Er ist plötzlich heruntergekommen. Dann hat er nach mir geklingelt, da er Sie nicht fand. Ich sagte ihm, Sie wären in der Bibliothek. Er muß jeden Augenblick hier sein.“

Mary setzte sich rasch zu dem aufgeschlagenen Buch an den Tisch und nahm eine Haltung ein, als ob sie in bequemer Stellung gelesen hätte.

Da öffnete sich auch schon die Tür der Bibliothek und Baron Rodenstein trat ein.

„Du, Mary!“

„Ah, Papa, suchst Du mich?“

„Ja, Dich such' ich. Hörst, was ist denn das für eine Gewohnheit, bei Nacht zu lesen! Du hast ja den ganzen Tag dazu! Die arme Lori wird ja auch schon schlafen gehen wollen!“

„Ich wollte mich niederlegen — aber — die Hitze — da dachte ich mir, hier ist es doch kühler, wo die breiten Türen zum Park hin offen stehen. Aber Papa, was willst Du denn von mir?“

„Ich will den Schmutz hinaustragen.“

Mary hob betroffen den Kopf und fragte:

„Den Schmutz?“

„Ja. Da unten im Parterre, wo alle Fenster offen sind — Du weißt ja, was der Johann erzählt hat. ... Oben im Zimmer hat er noch eine Menge Details dazu berichtet. Es ist doch besser, wenn ich das Halsband bei mir in der Kasse verwahre.“

„Aber Papa, in dem geheimen Fach ist es doch gerade so sicher!“

„Ach was, geheimes Fach! Heutzutage! Wenn man eiserne Schränke aufbricht, wird man doch eine Holztafel durchschlagen können!“

„Da magst Du schon recht haben. Aber es weiß doch niemand, daß dort ein geheimes Fach ist!“

„Weiß niemand! Sehr gut! Dem Franz hast Du's gezeigt, und dem Walden, und die Lori weiß davon!“

„Du wirst doch nicht —“

„Natürlich glaub' ich das nicht!“ unterbrach sie der Vater heftig. „Aber die Lori ist ein altes Weib, die kann's leicht ausplaudern und die Dienerschaft kann davon erfahren! Auch die Willi ist dabei gestanden. Da hast Du schon vier Personen, die Dein geheimes Fach kennen! Bei mir im Zimmer gibt's kein geheimes Fach, aber Panzerplatten, eine scharfe Dogge und einen geladenen Revolver! Ich glaub', das ist sicherer!“

„Ja, wenn Du meinst“ — bemerkte Mary zögernd.

„Ich hab' den Schmutz schon hinaufnehmen wollen, aber — ich hab' den Schlüssel zur Kommode nicht gefunden. Hast Du ihn bei Dir oder ist er eingesperrt?“

„Ich — habe — ihn — hier — in der Tasche,“ antwortete Mary langsam.

Sie rang sich still mit einem Entschluß.

„Dann gib ihn her! Es ist schon Zeit, daß wir einmal ins Bett kommen!“

Die alte Stehuhre der Bibliothek schlug gerade in tiefen Tönen Mitternacht.

„Wenn — Du — durchaus — willst, Papa —“

Sie griff langsam in die Tasche, sah den Vater ganz eigentümlich an und reichte ihm, ohne aufzusehen, einen kleinen Bund Schlüssel.

„Welcher ist's?“

Ohne ein Wort zu sagen, deutete Mary auf einen kleinen Schlüssel, dessen Bart wunderliche Zeichen zeigte.

Der Baron wandte sich zum Gehen. Er hatte die Tür noch nicht erreicht, als ihn seine Tochter wieder anrief:

„Vater, sag, hältst Du es durchaus für notwendig, den Schmutz hinaufzunehmen?“

„Hörst, bist Du aber merkwürdig! Statt Dich zu freuen, daß ich ihn in die eiserne Kasse lege, schneidest

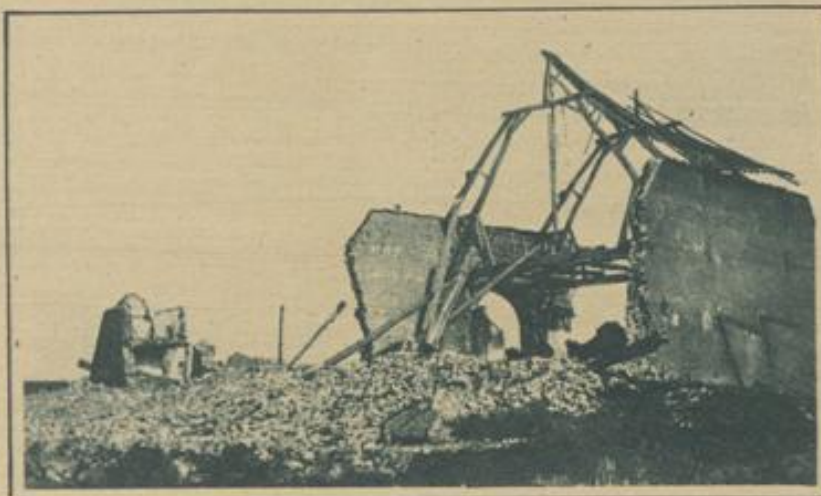
Du ein Gesicht, als ob man Dir persönlich etwas antäte!“

Mary zwang sich zu einem Lächeln.

„Nein, nein, Vater, so ist's nicht gemeint,“ antwortete sie mit gepreßter Stimme. „Ich meine nur — die Perlen — sind in dem geheimen Fach — ebenso sicher wie oben in der eisernen Kasse.“

„Na, wenn Du durchaus nicht willst — ich werd' mich nicht herumstreiten wegen einer solchen Sache!“

Rodenstein machte einen Schritt gegen den Tisch und wollte die Schlüssel hinwerfen.



Phot. Völsperger. Verste-Viere.

Wirkung einer Granate.



Phot. Berlag „Die Vögelin“.

Französischer Grenzstamm oberhalb Schirmeds.

„Aber nein!“ rief er dann. „Justament nicht! Warum sollen die Weiber immer recht behalten! Auch Deine Mutter war so! Wenn ich schwarz sagte, sagte sie weiß und wollte mit ihrem harten Kopf durchaus durch die Wand!“

Mit einem leisen Seufzer lehnte sich Mary in den Stuhl zurück.

Sie war leicht erbläst.

„Lori!“ rief der alte Herr. „Leuchten Sie!“

Lori kam mit Licht herbei.

„Was das nur für eine Wirtschaft ist! Die Baronin sitzt in der Bibliothek und der ganze Weg bis zu ihrem Schlafzimmer ist dunkel!“

Lori antwortete ihm nicht. Erstens wußte sie, daß Widerspruch den alten Herrn nur reizte, zweitens fand sie keine Antwort. Sie konnte doch nicht sagen, die Lampen seien auf Befehl der Baronin verlöscht worden, da diese ein Stellbischein im Park hatte und auf dem Wege dahin nicht gesehen werden wollte.

Obst und regungslos sah die junge Frau in der Bibliothek.

Sie hatte die Hände gegen das Herz gedrückt und blickte mit großen Augen gegen die Tür, durch die ihr Vater verschwunden war.

Einige Minuten vergingen.

Plötzlich hörte man einen lauten Ausruf des alten Herrn.

Im nächsten Augenblick stürzte Lori herbei.

„Frau Baronin, ich bitte Sie, kommen Sie hinüber!“ rief sie fast atemlos. „Es ist was Schreckliches geschehen —“

Mary zwang sich zur Ruhe, als sie Lori in solcher Bestürzung vor sich stehen sah.

„Was ist denn los, Lori?“

„Der Schmutz ist weg!“

Marys Hände fielen auf den Tisch. Im ersten Augenblick fand sie kein Wort, dann schrie sie auf:

„Die schwarzen Perlen?“

Die Dienerin nickte bloß.

„Die schwarzen Perlen — sind — weg — aus dem geheimen Fach?“

„Ja, Frau Baronin.“

„Das ist ja nicht möglich!“ schrie die junge Frau, und lief in das Boudoir.

Dort stand ihr Vater bei der Kommode.

Das geheime Fach war geöffnet. Es war leer.

„Da hast Du's jetzt!“ wetterte der Baron.

Mary griff an ihre Stirn, deren Schläfen wild hämmerten.

„Du mußt nicht gut geschaut haben, Papa — es ist nicht denkbar!“ stammelte sie.

„Ich selbst — Du warst doch dabei — habe vor dem Nachtmahl den Schmutz hineingelegt!“

„Na, bitte! Vielleicht sind meine alten Augen schwach! Vielleicht siehst Du mit Deinen jungen Weiberaugen besser!“

Mary durchwühlte den Kasten. Dann dachte sie einen Augenblick nach.

„Aber es ist ja nicht möglich —“ murmelte sie vor sich hin.

Ohne ein Wort zu sagen, stürzte sie ins Nebenzimmer.

Der Baron hörte sie in einer Lade herumkramen.

Dann erschien sie wieder. Noch bleicher als vorher.

„Also doch —?“

Sie sank in einen Hauteuil und schlug die Hände vors Gesicht.

„Natürlich,“ grollte der alte Herr, „jetzt verlierst Du wieder den Kopf! Daß ich und meinen! Das könnt ihr Weiber! Da soll doch der Teufel dreinfahren! Lori, der Johann soll sofort herkommen!“

Johann erschien mit bestürztem Gesicht, denn auf dem Wege hatte ihm Lori bereits mitgeteilt, um was es sich handelte.

Der Baron hatte inzwischen mit seiner Tochter kein Wort weiter gewechselt, sondern schritt in dem kleinen Raume erregt auf und ab.

Als Johann eintrat, herrschte er ihn an:

„Johann, der Schmutz, den Du heute Mittag aus der Stadt gebracht hast und den meine Tochter in den alten Kasten da hineingesperrt hat, statt ihn mir zu geben,

damit ich ihn in den eisernen Schrank lege, ist weg! Er muß also gestohlen worden sein! Wir haben also Diebe im Haus! Diebe auf Schloß Rodenstein! Schließ sofort sämtliche Türen! Zieh alle Schlüssel ab und bring' sie mir! Kein Mensch darf aus dem Haus! Dann telefonier' sofort nach Baden an den Bezirkshauptmann! Nicht' ihm einen Gruß von mir aus, erzähl' ihm die ganze Geschichte und sag' ihm, daß ich ihn bitten laß, sofort einen Detektiv herauszuschicken! Verstehst Du? Nach' sofort, was ich befohlen hab'!“

Johann hatte bei dem energischen Ton des Barons eine militärische Haltung angenommen. Er war ein alter Soldat und hatte vor Jahrzehnten in der Eskadron seines jetzigen Herrn gedient. Und als ob der alte Soldatengeist in ihn hineingefahren wäre, wiederholte er militärisch:

Türen schließen! Schlüssel abziehen! Baden telegraphieren! Zu Befehl, Herr Rittmeister!

Der alte Herr nickte bloß. Johann verließ rasch das Zimmer.

„Das ist wenigstens ein Mann!“ sagte der Baron zu seiner Tochter. „Der verliert nicht den Kopf und tut das, was man ihm sagt!“

„Aber Papa! An so etwas war doch nicht zu denken!“

„Ach was, nicht zu denken!“ grollte der Vater. „Ich habe Dich doch gewarnt. Aber ihr Frauen seid ja immer die Geheiteren! Ich bitt' Dich — sag' nichts! Du

hast keine — aber auch schon gar keine Entschuldigung für Dich."

"Aber, Papa, ich konnte doch nicht —" wollte Mary einwenden, aber der alte Herr unterbrach sie:

"Und was das noch alles für Unannehmlichkeiten nach sich ziehen wird! Das Halsband ist Familienschmuck, gehört also zum Majorat. Der Teufel soll die ganze Gleichgültigkeit holen!"

Mary war bei den Worten des Vaters jäh erbläut. Nun brach sie in Tränen aus.

Das machte den alten Baron nur noch ärgerlicher.

"Ja, das könnte ein jeder! Erst eigenmächtig sein und dann, wenn das Halsband gestohlen ist, losheulen! postierte der alte Baron und ging erregt im Zimmer auf und ab.

Da hörte man das Telefon klingeln. Bald darauf erschien Johann wieder und legte dem Befehl gemäß drei schwere Schlüssel auf den Tisch.

Mary sah noch immer, das Gesicht in den Händen vergraben, in der Ecke. Lori stand neben ihr. Sie traute sich fast nicht zu atmen. Sie wußte, wenn der alte Herr einmal zornig war, dann war es wohl das Vernünftige, sich möglichst still zu halten.

"Was hat denn der Bezirkshauptmann geantwortet?" fragte Rodenstein.

"In dreiviertel Stunden wird ein Herr von der Polizei da sein."

"Nun, so warten wir halt. Setz' Dich hinaus zum Tor und führ' den Herrn, wenn er kommt, gleich hierher! Da hast Du den Schlüssel."

Kaum hatte Johann das Zimmer wieder verlassen, als an das Fenster, das in den Park mündete, geklopft wurde.

Um Vergebung, daß ich stör'!" rief eine Stimme, bei deren Klang Mary aufsprang. "Aber das Tor ist gesperrt, ich kann nicht hinein!"

Der alte Herr war zum Fenster getreten und hatte es geöffnet. Draußen stand Oberleutnant Baron Walden.

"Ja, was machst denn Du noch im Garten?"

"Ich bitte nochmals um Entschuldigung! Ich hab' eine kleine Promenade durch den Park gemacht und wie ich zurückkomme, find' ich das Tor schon zu. Zufällig hab' ich hier Licht gesehen und weil ich Dich erkannt hab', hab' ich halt angeklopft."

"Seid Ihr denn alle verrückt geworden?" postierte der alte Baron. "Franz hat Kopfschmerzen wie ein bleichsüchtiger Paffisch, die Mary braucht Luft und macht Mondscheinpromenaden und jetzt hast auch Du gemacht-wandelt. So was ist mir mein Lebtage noch nicht vorgekommen! Lori, mach' dem Herrn Baron auf! Ich bitte Dich, komm' ins Zimmer! Es ist immer gut, wenn ein Mann mehr da ist!"

"Guten Abend, Baronin," begrüßte Walden Mary.

"Guten Abend, Baron Walden," sagte die junge Frau und reichte ihm die Hand.

Der alte Herr drückte dem Oberleutnant herzlich die Rechte.

"Du wunderst Dich vielleicht, daß ich noch herunter bin? Weißt, was's gehen ist?"

Die Blide des Oberleutnants wanderten von dem erregten Hausherrn zu dem blassen, starren Antlitz Marys. Der Gedanke stieg in ihm auf, daß die junge Frau vielleicht mit ihm gesehen worden sei und deshalb mit ihrem Vater einen Austritt gehabt habe.

Er heftete seinen fragenden Blick auf Mary, die starr vor sich hinblickte.

Unschwer antwortete er daher:

"Ich — hab' natürlich keine Ahnung — obwohl es mich gar nicht wundert — daß Du noch eine Stunde mit der Baronin verplauderst!"

"Ach — Unfuss! Woher! Ist auf dem Land nicht meine Gewohnheit. Die Nacht ist zum Schlafen da — im Sommer!" erklärte der alte Herr.

"Also, dann doch ein — ungewöhnlicher Anlaß?" fragte Leo, gleichsam die Fühler ausstreckend.

"Das will ich meinen! Du weißt ja, daß der Johann heute die schwarzen Perlen aus der Stadt gebracht hat, weil sich meine Tochter kaprizierte, sie auf dem Rennball zu tragen!"

"Ich war ja dabei, wie sie die Baronin in Empfang genommen hat," antwortete Walden.

"Und warst auch dabei, wie sie meine Tochter in jenen — alten Kuppelkasten dort gesperrt hat!" ergänzte der Hausherr.

"Natürlich. Franz und ich standen daneben. Franz ließ sich noch den Verschluß des Geheimnisses erklären! Er probierte, wie der Boden sich verschiebt."

Die Baronin schmeckte auf.

Sie war bei den Worten Leos unwillkürlich einen Schritt näher getreten und murmelte:

"Ja — Franz war auch dabei!"

Der alte Herr überhörte die Bemerkung seiner Tochter und fuhr fort:

"Na also! Und dieser Schmutz ist weg!"

"Um Gotteswillen, wie konnte das geschehen?" fragte Baron Walden befürzt.

"Weiß ich's?" entgegnete der alte Freiherr ärgerlich. "Gestohlen selbstverständlich! Ausgeliehen wird ihn wohl niemand haben."

"Hast Du schon etwas verfügt?" fragte Walden. "Hast Du den Park durchsuchen lassen?"

"Warum den Park? Wie kommst Du auf den Gedanken? In den Park wird sich der Dieb schwerlich hinstellen, damit wir ihn sofort sehen können!" antwortete der Baron.

"Ich meinte nur," bemerkte der Oberleutnant. "Uebrigens — Park! Weißt Du, wen ich früher unten getroffen hab'?"

"Run?"

"Franz!"

"Der steigt noch immer unten herum?"

Mary war bei der Nennung des Namens ihres Vaters leicht zusammengefahren. Hatte er vielleicht Leo

"Hörst, Mary, ich begreife Dich nicht," unterbrach Konrad von Rodenstein das Gespräch seiner Tochter mit dem Oberleutnant. "Was interessiert Dich denn, ob der Franz im Park war oder wo er hingegangen ist? Ich denke, zu diesen Dummheiten ist morgen auch noch Zeit!"

"Aber, Papa!"

"Ich denke," grölte der alte Herr wieder und blieb vor seiner Tochter stehen, daß es vernünftiger wäre, wenn Du Dich ein bißchen für diesen verschwundenen Schmutz interessieren würdest! Du bist ja gerade so, als ob Dir ein altes Taschentuch weggenommen wäre! Ein wertvolles, Jahrhunderte altes Familienschatz, das gerade Dir so ans Herz gewachsen war, wird gestohlen, bitte, gestohlen!" betonte er scharf, als ihn die Baronin unterbrechen wollte. Und Du fragst den Herrn Oberleutnant aus, wohin Franz seine Verdauungspromenade gemacht hat!"

"Mein Gott, nimm nicht alles so ernst. Man fragt halt so. Schau, Papa, wir können doch nichts tun, solange der Polizeibeamte nicht da ist."

"Ach was!" murmelte der alte Herr. "Mit Euch Frauenzimmern ist nicht viel zu reden! Für ernste Sachen habt Ihr nie einen Sinn, immer nur für Dummheiten!"

Der Hausherr hätte wohl noch eine Weile fortgebrummt wäre in diesem Augenblick nicht das Rollen eines Wagens in der Schloßhofeinfahrt laut geworden.

Er sprang auf, ging zum zweiten Fenster und sah, wie ein fremder Herr, von Johann begleitet, ins Haus trat.

Gleichzeitig bemerkte er, daß zwei Männer, die in demselben Wagen gekommen waren, sich vor dem Hause postierten.

"Na, Gott sei Dank," murmelte der alte Rodenstein, "jetzt wird die Sache hoffentlich in Gang kommen."

Auch Mary war aufgestanden.

Mit blassen Wangen blickte sie zur Tür, durch die der Polizeibeamte eintreten mußte.

V.

"Doktor Stephan Birmser!" stellte sich der Polizeikommissar vor, der auf Wunsch des Bezirkshauptmanns von Baden nach Schloß Rodenstein gekommen war.

Sehr erfreut! begrüßte ihn der Hausherr mit gemessener Höflichkeit und vermittelte die Bekanntschaft des Beamten mit den anderen Personen, die sich im Zimmer befanden.

"Der Herr Bezirkshauptmann jagte mir," wandte sich der Kommissar an den Hausherrn, "daß ein Einbruch oder ein Diebstahl bei Ihnen verübt worden sei."

"So ist es, Herr Doktor," war dessen Antwort.

"Also, bitte, um was handelt es sich?"

"Wollen Sie nicht Platz nehmen? Vielleicht eine Tasse Tee?" forderte Mary den Kommissar auf und gab Johann, der an der Tür stand, einen Wink.

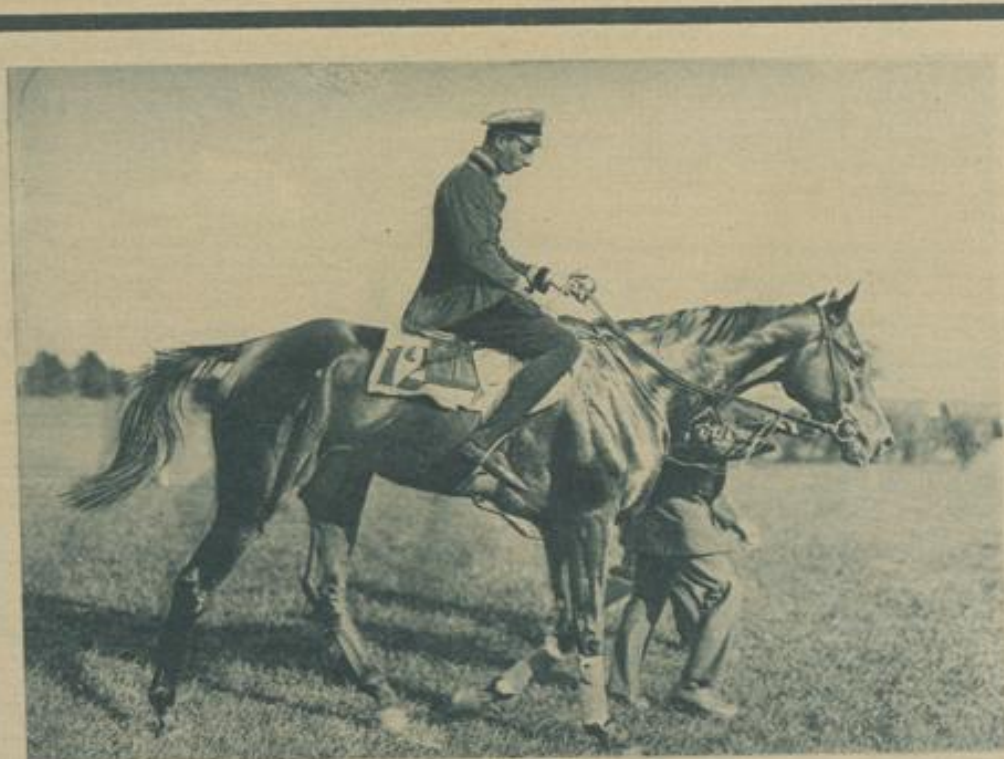
"Sehr liebenswürdig, Baronin!" verneigte sich der junge Beamte vor der Hausherrin.

Doktor Birmser wandte sich dann an den alten Freiherrn, der wieder ungeduldig im Zimmer auf und ab schritt:

"Also, bitte, Herr Baron, wie war die Sache? Oder haben Sie vielleicht die Freundlichkeit?" wandte er sich an Walden.

"Vielleicht erzählst Du dem Herrn Doktor alles, denn ich kenn' die Details nicht," bemerkte der Oberleutnant zum Hausherrn.

(Fortsetzung folgt.)



Reitertod!

Den Heldenod fürs Vaterland fand in den letzten Gefechten der bekannte Rennreiter Leutnant Graf Saurma.

und sie bemerkte? Hatte er das Gespräch belauscht? War er der Mitwisser ihres Geheimnisses geworden?

Der Gedanke war um so schrecklicher, als Franz seit längerer Zeit um sie warb.

Umsonst hatte sie versucht, ihn durch ihr Benehmen zu entmutigen, umsonst ihn zuerst mit schweigerlicher Freundlichkeit, dann mit kühler Gleichgültigkeit behandelt. Er schien nichts davon zu bemerken, er setzte seine Bemühungen fort.

Hatte Franz sie im Park mit Leo gesehen? Wenn dem so war, so war zu befürchten, daß der alte Herr morgen alles erfahren würde.

"Wo haben Sie meinen Cousin getroffen?" fragte Mary mit einem bedeutungsvollen Blick den Oberleutnant. Der Klang ihrer Stimme verriet die Angst, die ihr Herz erfüllte.

Baron Walden beruhigte sie mit einem leisen Kopfschütteln. Dann erzählte er:

"Ich sah eine Zeitsung unten bei der Linde. Uebrigens ein reizender Fleck, Ihr Lieblingsplätzchen, Baronin, nicht wahr? Ein Platz, an dem sich angenehm träumen läßt. Dann ging ich tief in den Park hinunter und jenseits des Teiches sah ich Franz rasch durch die Allee heraufkommen."

Mary atmete erleichtert auf. Gott sei Dank, er hatte sie also nicht gesehen. Das Zusammentreffen mit Walder hatte nach ihrer Zusammenkunft bei der Linde stattgefunden und an einer ganz anderen Stelle.

"Haben Sie mit ihm gesprochen?"

"Rein. Er äußerte ja beim Nachtmahl, daß er sich unwohl fühle. Dann schien er mir auch sehr in Gedanken vertieft. Ich wollte ihn nicht stören. Ich selbst war auch nicht in der Stimmung, ein gleichgültiges Gespräch zu beginnen."

"Vorher sahen Sie meinen Cousin nicht?" fragte die Baronin wieder.

Feldpost - Briefe

Schokolade u. Pfefferminz
80 Pfg.

Gehr. de Giorgi

Frankfurt a. M.
Liebfrauenstraße 3.

Nach

meinem Tod!

Anweisung für die Angehörigen mit Vordruck je nach Bestimmung auszufüllen. Die Ausfüllung eines solchen Bäckchens gehört zu den Pflichten eines jeden Erwachsenen.

Preis 1 Mark
Wilhelm Büttel
Frankfurt a. M., Goethestr. 25.

TEE-Ronnefeldt
jetzt Goethestrasse 3



Die Kronprinzessin.

Die Einbringung der Siegestrophäen in Berlin.



Die Prinzen.

Phot. N. Gross, Berlin.



Die Zuschauer.



Phot. H. Berlin.

Eine improvisierte Zuschauertribüne.



Phot. Proemer, Berlin.

Die gestürzte Elektrische.



Phot. Berliner Bilder-Gesellschaft.

Des deutschen Heeres jüngste Soldaten.

Nun stehen die französischen Geschütze in Berlin, aber nicht sie haben Viktoria geschossen, sondern unsere Batterien. Unter dem ungeheuren Jubel vieler Hunderttausende hat die Siegesbeute das Brandenburger Tor passiert. Als die Franzosen Rückzug hatten, taten sie so, als wäre es bis Berlin nur noch eine halbe Stunde, als wären sie mit einem Nachmittagsspaziergang vor dem Berliner Schloss — und nun? Großartige Siegestrophäen der aufs Haupt geschlagenen Feinde werden in die Reichshauptstadt eingebracht, und in weiter Ferne klopfen unsere Soldaten mit rundem Eisen an die Tore von Paris. Alle diese Empfindungen werden die Berliner durchzuckt haben, als der stolze Zug nahte. Sie haben diesen Tag zu einem Fest gestempelt, bei dem echte



Photo-Union Paul Kamm, Berlin.

Wer alles die Geschütze sehen will.

Freude und Dankbarkeit zu volkstümlichem Ausdruck kamen. Das zeigen alle unsere Bilder. Sie zeigen aber auch, welche imposanten Menschenmassen sich in der Reichshauptstadt in Bewegung setzen, wenn es etwas zu sehen gibt. Beängstigend ist das Gedränge an der Oberwallstraße und infolge der Störung der elektrischen Straßenbahnwagen in der Charlottenburger Allee, sehr riesig die Parade der „Neuen Valiner“ in Gardeuniformen. Der Berliner, dessen Halsstarrigkeit berüchtigt und gefürchtet ist, hat wieder einmal bewiesen, daß ihm wirklich Großes ebenso imponiert wie anderen Völkern. Dem Osteroder Landsturm, der die russische Fahne eroberte und eingebracht, ist jedenfalls ein solches Hurra noch nicht um die Ohren gebläut wie am 2. September Unter den Linden.

Der Siegeszug.



Phot. W. Strasser, Berlin SW.
Oberstleutnant Freiherr v. Bullar an der Spitze des Zuges beim Passieren der Siegesallee.



Phot. J. Gerlach, Berlin.
Der Osteroder Landsturm mit der erbeuteten russischen Fahne.



Phot. Gebr. Datzel, Berlin.
Ein russisches Maschinengewehr mit russischem Vorspann.



Phot. Hohlwein u. Siede, Berlin.
Die vor dem königlichen Schloß aufgestellten eroberten Geschütze.



Kriegsbilder.



Phot. H. Gennadt, Berlin SW.
Deutsche Mittagsstafel in Lüttich. Ein heruntergeschossenes französisches Flugzeug. Neue Ansicht von den zertrümmerten Lütticher Panzerforts.

Schach.

Beitrag von A. Wiesel.

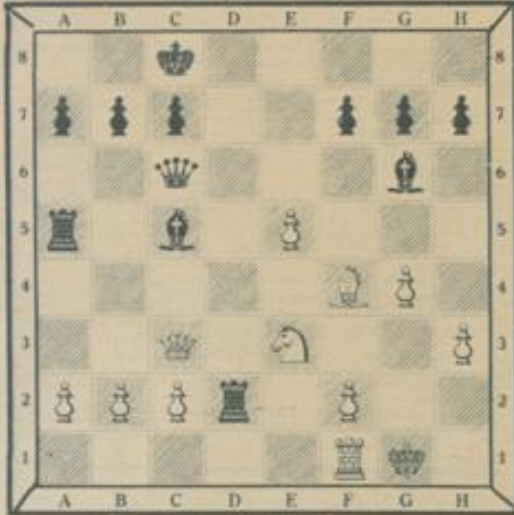
Die nachfolgende kurze, aber sehr spannende Remispartie wurde im Reichsturnier zu Mannheim am 24. Juli gespielt.

Italienische Eröffnung.

Wiesel.
1. e2-e4
2. Sg1-f3
3. Lf1-c4
4. d2-d3
5. e4-d5
6. 0-0
7. h2-h3
8. g2-g1
9. Sf3-e5
10. Dd1-e2
11. d3-d4

Marshall.
1. e7-e5
2. Sg8-c6
3. Sg8-f6
4. d7-d5
5. Sf6-d5
6. Lg8-g4
7. Lg4-h5
8. Lh5-g6
9. Se6-e5
10. Dd8-f6
11. d3-d4

Die Partie ist sehr interessant. Die Partie wurde hier remis gegeben. Der Versuch mit 24... Ta6 auf Gewinn zu spielen, scheitert an 25. Td1. Auch die Fortsetzung 24... h5 25. De2 Lf3 26. Dd3, g6 27. Td1 führt zu keinem günstigen Resultate für Schwarz.



19. De6-f3 24. Kh2-g1 Df4-f3
Dies führt zu interessanteren. Die Partie wurde hier remis gegeben. Der Versuch mit 24... Ta6 auf Gewinn zu spielen, scheitert an 25. Td1. Auch die Fortsetzung 24... h5 25. De2 Lf3 26. Dd3, g6 27. Td1 führt zu keinem günstigen Resultate für Schwarz.

Haus und Küche.

Geschmorter Schellfisch. Für sechs Personen: 3 Pfund Schellfisch, 100 Gramm Butter, 30 Gramm Mehl, 1 Liter Zahne, 1 Teelöffel gehackte Zwiebel, 1 Teelöffel grüne Petersilie, 10 Gramm Salz, 1 Messerspitze Pfeffer. Die Fische werden geschuppt, gereinigt, in Stücke geschnitten, mit Salz und Pfeffer bestreut und eine halbe Stunde zugedeckt stehen lassen; dann mit Mehl bestäubt und in brauner Butter mit Fleischbrühe und Zahne begeben und gedünstet. Statt Zahne ist auch Weißwein sehr schmackhaft.

Sechseck in Papier. Für jede Person wird ein Fisch, geschuppt, gereinigt, innen und außen nach Geschmack gepfeffert und in ein zuvor mit Butter bestrichenes Pergamentpapier gewickelt. Auf einem Rostenblech werden dann diese in die Pfanne gestellt und ungefähr eine halbe Stunde vorsichtig gebraten. Der Fisch wird in der Umhüllung zu Tisch gebracht und Sardellen oder Kapernsauce dazu gegeben.

Kartoffeln mit Sardellen oder Fischen. Man schneide halbgelottene Kartoffeln in fingerdicke Scheiben, streue Salz darüber und begieße sie mit zerlassener Butter. Nun bestreicht man eine Auflaufform mit Butter, belege dann den Boden mit Kartoffelscheiben, lege sodann gut gereinigte Sardellen oder einen Fischei recht fein, dämpfe in Butter eine feingehackte Zwiebel und Petersilie, rühre die Sardellen oder den Fischei mit etwas saurem Rahm darunter. Nun bestreicht man die Lage Kartoffeln mit dieser Mischung und füllt die Form abwechselnd. Für die oberste Lage nimmt man Kartoffeln und läßt den Inhalt schön gelb backen.

Praktische Winke.

Wenn man im Winter stets frische Petersilie zur Hand haben will, so pflanze man im Herbst einige Wurzeln in mehrere tiefe Töpfe oder einen Blumenkasten und stelle sie an das Küchenfenster. Im Laufe der Wintermonate entwickeln sich die Wurzeln und treiben bei mäßiger Wärme frische saftige Blätter. Ein zu warmer Standort ist zu vermeiden, da sonst die Pflanzen nur dünne Blätter ohne Aroma treiben würden.

Um beim Fegen von Zimmern und Küche mit gestrichenen Böden das lästige und gesundheitsschädliche Aufwirbeln des Staubes tunlichst zu verhüten, befeuchte man Zeitungs- oder anderes Papier mit heißem Wasser, drücke es aus, bis es nicht mehr tropft, und reibe es sodann in handgroße Stücke, die man auf dem Boden verstreut. Regt man nun, so wird ein großer Teil des Staubes von dem feuchten Papier aufgesogen.

Zur Verstopfung von Rissen in Decken und als Ersatz herausgeprägten Osenkittes kann man, wo ein Lötlot nicht sogleich zu erlangen ist, oder um die Kosten für einen solchen zu ersparen, den in Wasserform erhältlichen unbrennlichen Asbest verwenden, der mittels eines Schraubenziehers oder eines anderen derartigen Gegenstandes fest in die Risse gedrückt wird.

Kölschsprung.

braut	nacht	du	•	wenn	überall	gründe
die	•	die	nach	und	•	find
trage	ist	lechte	wilft	er	triefen	durch
grüht	erden	wenn	•	schleibt	der	dah
stunde	ist	du	•	steigen	neub	die
leid	den	kleines	•	liegen	stahl	zeit
dein	müht	was	erhen	verja	über	unter

Rebus.



Auflösungen.

Bilderrätsel.

Die Botschaft ist sinngemäß einzufügen, man liest dann:
Ich achte nicht des Mondes Schein,
Will mir die Sonne gnädig sein.

Buchstabendoppelrätsel. Kombinationsaufgabe.

King	—	Oering	Wallenstein
Garn	—	Ungarn	Almenau
Made	—	Remad	Landshut
Mah	—	Samah	Düsseldorf
Bier	—	Hevier	Herford
Selt	—	Iselt	Niederlande
Rund	—	Edmund	Bildauer
Gier	—	Ziear	Hohenheim
Mond	—	Edmond	Wombata
Bers	—	Neoris	Stundilla
			Salzstadt

Bismarck, der Feinschmeder im Felde.

Am 14. August 1870 schreibt Bismarck an seine Frau von Herny aus: „Mein Liebling, einige Stunden östlich von Metz in der Richtung nach Falkenberg zu, findest Du vielleicht auf der Karte das Dorf, wo wir heute sind, aber nicht die vielen Fliegen, die mich zwingen, kopfschüttelnd zu schreiben. Ich liege in einem von den Einwohnern verlassenen Bauernhause; die Nachbarin ist geblieben, und hat mich gestern mit einem Hühner regaliert, welches zwei Stunden vor Tisch noch lebend meine Bekanntschaft machte; seiner Leiche vermochten meine guten Zähne nichts anzuhängen. Dagegen erfuhr ich, daß ein eiweiß von einem zahmen Kaninchen für hungrige Leute sehr essbar ist, selbst dann, wenn die Bestandteile uns noch eine Stunde zuvor durch ihre muntern Sprünge ergötzt haben...“ In einem Briefe vom 3. September, der aus Vendresse datiert ist, heißt es humorvoll: „... Ich bin gestern früh um 6 Uhr zu Pferde gestiegen, um Mitternacht herunter, 10 bis 11 Meilen geritten, zweimal naß und trocken geworden und hatte seit dem dritten Tage nichts Warmes genossen, als ich zu besagter Mitternacht über einen Schmorbraten geriet, wie ein Wolf davon aß, dann sechs Stunden sehr fest schlief. Danach befinde ich mich heute wie eine Naräne in der Sippe, und was wunderbarer ist, Köschen auch, die in 18 Stunden kein Futter und kein Wasser bekam, und jene 11 Meilen in schlechten Wegen, Dunkelheit und Regen unter mir machte; sie fraß sofort mit gutem Appetit.“



Nach englischen Zeitungsnachrichten hat General French im Verein mit einem französischen General „die gesamte deutsche Kavallerie vernichtet.“ Wir nehmen an, daß die Vernichtung so ausgefallen hat, wie sie das Bild zeigt.

Gibt den Frauen bezahlte Arbeit!

Ungezählte Opfer fordert der Krieg auf den Schlachtfeldern im Osten und Westen, ungezählte heischt er auch im Innern des Landes. Aber es handelt sich hier nicht um Leib und Leben, die ihm geopfert werden, sondern um wirtschaftliche Existenzen. Große Betriebe stehen still oder können doch nur teilweise weitergeführt werden, und mit der Schließung von Fabriken und Geschäften gehen auch zahlreiche Arbeiter und Angestellte arbeits- und brotlos gemacht. Und wie in den Reihen der Männer, so ist es im Heer der berufstätigen Frauen. Tausende und Abertausende haben ihre Stellung verloren, ob sie nun in Handel, Gewerbe oder Industrie oder im Haushalt tätig waren, und man kann den Arbeitgeber den Vorwurf nicht ersparen, daß sie sehr oft Arbeitskräfte brachgelegt haben, die sie hätten beschäftigen können. Wer aber heute in der Lage ist, Arbeiter und Arbeiterinnen entlohnen zu können, der hat auch die vaterländische Pflicht, es zu tun, denn je mehr Räder unseres Wirtschaftslebens in Bewegung bleiben, desto widerstandsfähiger erweist sich unser Volk den Anforderungen des Krieges gegenüber. Sehr groß ist vor allem auch die Zahl unserer weiblichen Hausangestellten, die ihre Stellen des Krieges wegen aufgeben mußten, in der Mehrzahl vielleicht, obgleich es nicht nötig war. Jede Hausfrau, deren wirtschaftliche Verhältnisse es gestatten, hat die Pflicht, ihre Dienstboten mit dem vollen Lohn zu behalten; auch in Kriegszeiten sind Dienstboten durchaus nicht immer Luxus.

Erwacht uns so einmal die Aufgabe, die Arbeitskräfte nach Möglichkeit in den von ihnen eingenommenen Stellungen zu erhalten, so müssen wir andererseits Sorge tragen, die vielen erwerbslos gewordenen auf irgend eine Weise unterzubringen. Das ist gewiß nicht leicht, aber mit gutem Willen läßt sich auch hier viel erreichen. Leider muß den Frauen und Mädchen der wohlhabenden Volkschichten hier gesagt werden, daß sie infolge der freiwillig und kostenlos von ihnen verrichteten Arbeit einer großen Anzahl bedürftiger Frauen und Mädchen den Verdienst schmälern, wenn nicht gar unmöglich machen. Die Gefinnung, aus der heraus so freiwillige Arbeit angeboten und geleistet wird, ist sicherlich über allem Zweifel erhaben und nur allen Lobes wert, aber man darf doch die Frage nicht vergessen, ob

man durch Betätigung dieser Gefinnung nicht mehr Schaden als Nutzen stiftet.

Das ist zwar hart für all die freiwilligen Helferinnen, aber wenn sie sich klar machen, daß von der Arbeit, die sie unentgeltlich zu tun beabsichtigen, sich eine Mutter mit ihren Kindern ernähren kann, die sonst dem bittersten Elend preisgegeben wäre, so wird ihr Herz sie von selbst vor den Arbeitsuchenden zurücktreten heißen. Und es gibt ja neben der Arbeit, die entlohnt werden kann, noch manches zu tun, was unentgeltlich geleistet werden muß, weil die Mittel fehlen. Hier können sich die freiwilligen Kräfte nützlich machen, der Dank des ganzen Volkes wird ihnen ihre Liebestätigkeit lohnen. Doch noch eine: Es ist der Brauch eingerissen, in diesen Kriegszeiten alle Arbeit so gering wie möglich zu entlohnen. Das ist gleichfalls ein großer volkswirtschaftlicher Fehler, den man begehrt, denn je weniger Geld in Umlauf kommt, desto mehr liegt unser Wirtschaftsleben darnieder, je lauschteriger aber die große Masse bleibt, desto geringer sind die Wunden, die es davon trägt. Und es handelt sich in diesem Kriege um Sein oder Nichtsein, ja nicht allein um unsere militärische Bereitschaft, es handelt sich auch um unsere wirtschaftliche Schlagfertigkeit; darum gebt den Frauen bezahlte, wenn irgend möglich gut bezahlte Arbeit.

Wie man nicht trauern soll.

Die Zeit ist jetzt zwar schlecht dazu gewählt, gegen das bei uns als Trauerfarbe geltende Schwarz zu Felde zu ziehen, wohl aber ist der rechte Zeitpunkt dazu, gegen alle auffällige, zu sehr der herrschenden Mode-richtung Rechnung tragende Trauerkleidung zu kämpfen. Dazu gehören die breiten Kreppbesätze auf den Ärmeln, die hochstrebenden Garnituren auf den oft leeren Fassons der Trauerhüte, von denen sogar Gedankenlosigkeit einer Modistin eine jugendliche Form „Wildfang“ bezeichnet. Am meisten zu tadeln aber ist die jetzige Mode der breiten, lang herabwallenden Trauer Schleier, die entweder die Gestalt bis zur Taille verhüllen oder, über den Hut zurückgeschlagen, rechts und links neben dem hochstehenden Kopfflügel der Garnitur, ohne den es anscheinend nicht möglich ist, einen Trauerhut zu garnieren, als geblähte, flatternde Segel hinter der Trägerin herwallen. Wir können uns nicht vorstellen, daß die Trauer echt und tief ist und

dem inneren Bedürfnis bereiten Ausdruck verleihen will, wenn wir beobachten, wenn ein- und zweifelhige bide, schwere Perlenketten bis weit über die Taillienlinie herabhängen und, damit nicht genug, den Hut mehrfach umrahmen. Wir können es nicht fassen, daß zum Ernst der Trauerkleidung modisch sed geraffte Röcke, durchsichtige Stoffverhüllungen der Arme und Taillienborteile gehören, und zielliche, weit ausgeschnittene Halsbänder mit Perlschleier Gelegenheit dazu bieten, den stark durchbrochenen Strumpf zu bewundern. Doch mehr noch als gegen diese Auswüchse, der Zeitzeit mit ihrem tiefen Ernst völlig unwürdig, ist dagegen zu protestieren, daß man, angetan mit dieser Trauerkleidung, Gartenfeste, Konzerte und sonstige Festlichkeiten besucht, die vorwiegend der Erheiterung ihrer Besucher dienen. Der verhüllende Trauerschleier will ja doch gerade andeuten, daß er seine Trägerin absondern will, daß er sie mit einem Schutzwall umgeben möchte gegen zudringliche Neugier und oberflächliches Mitleid. Wird er aber zurückgeschlagen, so zeigt sie ja damit selbst an, daß ihr durch den Verlust eines lieben Menschen schwer getroffenes Herz sich zu trösten beginnt und deshalb der schützende Schleier überflüssig wird. Deshalb ihn also noch ferner nur als Dekorationsstück tragen für ein Gefühl, das längst entschwunden oder vielleicht nie in dem Maße, wie sein Gebrauch andeuten möchte, vorhanden war?

Man braucht ja nicht so weit in seiner Forderung zu gehen wie eine Modeschreiftstellerin, die das Verschwinden farbiger Blumen von unseren Hüten fordert. Wenn diesem Verlangen nachgegeben werden sollte, dann müßte man logischerweise auch die Bepflanzung unserer Gärten und Promenadenanlagen mit ersten Zapfen besüßworten und sofortige Beseitigung aller bunten, blühenden Herbstpflanzen dort anstreben, wo immer sie unseren Augen sichtbar werden und uns von unseren heimlichen Sorgen und verdrücktem Leid abzulenken drohen. Nein — mit dieser Lebensverneinung, und entspränge sie selbst den edelsten Motiven, ist uns daheim und ebenso auch unseren tapferen Männern draußen im Felde nicht gedient. Dafür sollte das ernste Wort überall beherzigt werden: „Gedenket eurer Toten, die den Heldentod starben, aber senkt nicht über Deutschland ein großes Vahr-tuch in einem Moment, in dem uns freudige Tatkraft, frischer Lebensmut, kraftvolles Emporstrahlen mehr not tut als je.“



Eine vergnügte Kriegs-Haarschur.

Phot. Berliner Markt-Gesellschaft.



Panorama von Reims mit der Kathedrale.



Papst Benedikt XV.



Fliehende Kosaken in den Masurischen Wäldern.

gez. für das „Illustrierte Blatt“ von J. W. Sachs, Frankfurt a. M.